

JoMaThA - Unseren Eltern *verdanken wir beide neben vielem anderen das Grundvertrauen ins Leben, Pflichtbewusstsein und Hilfsbereitschaft, ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl, die Freude am Schönen und das Lachen! Und in allen Lebensphasen die Unterstützung, die uns gerade nützt. Diese Stiftung ist ihnen zu Ehren und zum Andenken – möge sie ein wenig fortführen, was die beiden Familien über MISEREOR, die Salesianer, SOS-Kinderdorf und die Steyler Missionare ihr Leben lang gefördert haben: Gerechtigkeit in der Einen Welt.*

Unsere Väter

waren beide umgängliche, interessierte, fleißige Zeitgenossen, und blieben letztlich doch Fremde, dort, wo sie ihre Frauen und Arbeit gefunden, ihre Familien gegründet hatten.

Josef Riedl, * 1926 in Böhmen, kam nach knapp zwei Jahren im Krieg als Vertriebener über viele Umwege in das kleine oberpfälzische Dorf Oberbibrach – mit seiner verwitweten Mutter; jeweils ein Dorf weiter hatten sich vorher seine ältere Schwester und sein Bruder niedergelassen. Sie alle sollten zeitlebens "Andere" bleiben, nämlich „Flichtling“, wie sich das im Dialekt anhörte. Der böhmische Klang hat sich auch nie vollständig „verflüchtigt“.

„Seff“, wie ihn seine Mutter, „Sepp“ wie ihn die Dörfler und auch seine spätere Frau nannten, hatte sich als zupackender und geschickter Arbeiter erwiesen – in der Landwirtschaft, beim Holzfällen, Baumstöcke-Ausgraben und Steinebrechen, obwohl er unmittelbar vor dem Einrücken im egerländischen Franzensbad den Kaufmannsgehilfenbrief erlangt hatte. Da im dörflichen Umfeld keine Kaufmänner gebraucht wurden, machte Sepp eine Schreinerlehre, arbeitete dann zunächst „in der Himolla“, einer Möbelfabrik, dann in einem Schreinerbetrieb, wo er sich entschloss, den Meisterbrief zu erwerben, um sich nach einiger Zeit in Oberbibrach im Gebäude einer ehemaligen Kommunalbrauerei selbständig zu machen.

Anfang der 1950er-Jahre baute er für die Schwestern Traudl und Maria Thurn ein Häuschen auf einem Grundstück, das die beiden von ihrem Großvater geschenkt bekommen hatten – das Fundament samt Keller aus selbstgebrochenem Sandstein, mit Außentoilette, selbstgegrabenem Brunnen mit Handpumpe im Flur. Für die Herstellung der Böden, Fenster, Türen, Treppen und etlicher Möbel kam das Holz aus dem Wald der Thurn-Familie. Für die Bearbeitung wurde eine kleine Präzisionskreissäge der Marke ULMIA angeschafft, der Rest war Handarbeit mit diversen Hobeln und Werkzeugen. Die ULMIA sollte bis zu seinem Tod 1998 seine treue Gefährtin in der Werkstatt bleiben. Im Oktober 1952 wurden Maria Thurn und Josef Riedl im Dom zu Regensburg getraut. Die Kinder Marlene, Bernhard und Eva wurden 1954, 1956 und 1958 geboren.

In dieser Zeit gehörte er zu den Gründungsmitgliedern des St.-Sebastian-Schützenvereins und machte sich um den Bau und die Ausstattung des Vereinsheims verdient. Später war er für eine Wahlperiode Vorsitzender der Freiwilligen Feuerwehr, die ihr Domizil neben dem Schützenhaus und schräg gegenüber des von ihm gebauten Hauses errichtete.

Der Schreiner war auch ein engagierter Imker, dessen Völker aus dem Garten am Haus auf Druck besorgter Eltern ins Nachbardorf verlagert werden mussten. In vielen Gärten ringsum war der Riedl-Sepp auch als Veredler von Obstbäumen bekannt und gefragt. Arbeit war sein halbes Leben, wahrscheinlich sogar etwas mehr. Vermutlich weil der werktägliche Feierabend oft erst spät anbrach, waren ihm aber Sonn- und Feiertage heilig. Oft ging es dann nach Messe und Mittagessen im VW-Käfer los – für die drei Kinder immer ein Abenteuer, das bei so genannten Grenzlandfahrten mit Blicken in die alte Heimat von Hügeln und Türmen immer einen Hauch von Exotik und Unerreichbarkeit hatte. Die landsmannschaftlichen Versammlungen waren dem Vater allerdings ein Graus. Als der eiserne Vorhang gefallen war, erkannte er seinen Geburtsort Maria Kulm (Chlum) kaum wieder, nur die inzwischen sehr ramponierte Wallfahrtskirche war ihm noch vertraut. Heimattümelei stellte sich nicht ein, im Gegenteil: Als Flüchtlinge aus den Jugoslawienkriegen nach Deutschland kamen, war sein Verständnis groß, ebenso das an den afrikanischen Erfahrungen des Sohnes. Solange ihn die Arbeit in die Pflicht nahm, hatten Krankheiten bei ihm keine Chance. Sie kamen erst, als er begonnen hatte, den Lebensabend zu genießen. Auf seinen Tod hat er sich gelassen eingestellt: „Wenn d’Zeit is, nou gemma.“ (B.R.)

Für **Adolf Günster**, meinen Vater, war mit 14 Jahren Schluss mit der Schule: die Bäckerlehre begann Ostern 1942. Es war eine schwere Arbeit und der Lehrherr hatte eine locker sitzende Hand. Aber Vater konnte ab und zu ein Stück Brot mit nach Hause nehmen. Die Gesellenprüfung wurde vorgezogen, und er zog mit anderen Jungen aus dem kleinen Dorf am Rhein nordwärts, die Remagener Brücke zu verteidigen. Der Landsturmmann, der sie anführte, schickte die Kinder kurz vorm Ziel zurück: "Seht zu, dass ihr so unauffällig wie möglich nach Hause kommt, und versteckt Euch, bis es vorbei ist!"

Nach dem Krieg suchte Vater sich einen Bäcker, für den er gerne arbeitete, sparte Geld für die Meisterschule, arbeitete zwei Jahre in Luxemburg, lernte dazu, wurde Bäckermeister. Auf der Konditorschule in Stuttgart bereitete es sich auf den Konditormeister vor, fand Freunde, mit denen er Ausflüge an den Wolfgangsee, in die Berge zum Wandern und Skifahren machte. Vater sang gerne, tanzte gerne, hatte ein Auge für Schönes; dem schönen Geschlecht gegenüber war er allerdings schüchtern. DAS und das Katholischsein verband ihn mit meiner Mutter, und so lernten die Beiden sich über eine Anzeige im Kirchenblättchen kennen. Beide glaubten an das Gute im Menschen, wünschten sich eine Familie und hatten ein Grundgerüst aus Pflichtbewusstsein.

So zog Vater nach der Hochzeit 1960 in die Kleinstadt, die schon immer das



Josef Riedl, Adolf Günster, Bernhard Riedl, Maria Riedl, Barbara Günster, Thea Günster (vlnr.) Foto nach der standesamtlichen Trauung von Barbara & Bernhard – ohne den kurz vorher verstorbenen Josef Riedl

Lebenszentrum seiner Frau gewesen war. Er fand nur eine Gesellenanstellung in seinem Beruf, also wieder schwere Arbeit für wenig Geld. Der Traum vom eigenen Betrieb zerschlug sich; in seinem Leben fehlten die Menschen, die an ihn glaubten. Nachdem wir Kinder 1961 und 1963 die Familie komplett gemacht hatten, suchte er sich Arbeit in der Fabrik. Mit Fleiß und Ausdauer stieg er in den folgenden Jahrzehnten zum kaufmännischen Angestellten auf, baute ein Haus, ackerte in seinem geliebten Garten und buk nur noch zu den Familienfeiern. Er reparierte und renovierte; still saß er so gut wie nie. Ein Herzinfarkt und die Erblindung stoppten ihn. Er fand am Ende noch zur Literatur zurück: aus der Blindenbücherei ließ er sich monatlich Hörmaterial schicken.

Unsere Mütter

hätten sich in ihrer Verbundenheit mit dem Geburtsort, ihrem Fleiß in und ums Haus, ihrer Fürsorge für die Verwandtschaft kaum ähnlicher sein können.

Meine Mutter, **Thea Günster**, 1928 geb. Hillebrand, muss ein zartes kleines Kind gewesen sein. Sie wurde zum Aufpäppeln in ein Kinderheim an der Nordsee geschickt. Dort wäre sie beinahe an Heimweh gestorben; nie wieder wollte sie von Zuhause weg. Gerne hätte sie Krankenpflege gelernt, aber nach dem Krieg gab es nur ein Jahr Haushaltsschule und dann wieder ausschließlich die Arbeit im Elternhaus. Seit ihrem vierzehnten Geburtstag musste sie den Haushalt der Eltern führen. Mutter lachte eigentlich gerne, aber kam zu selten dazu. Der Mittelpunkt ihrer Welt war die Familie und die sie umgebende Kleinstadt. Nachdem auch noch das eigene Haus mit dem riesigen Garten da war, musste immer irgendetwas gemacht werden: Kinder versorgt, Essen gekocht, Wäsche gewaschen, geputzt, der Garten versorgt, geerntet, eingekocht, kranke Eltern gepflegt und in den Tod begleitet werden.

Über all dem Ordnung- und Sauberkeit-Schaffen blieb immer ein Auge auf den



Mitmenschen, dem es nicht gutging, der Hilfe brauchte. Nach einem langen Leben unter dem Motto „Was sollen die Nachbarn denken“ ging sie im ersten Golfkrieg zum ersten Mal demonstrieren. In ihrer Gegenwart konnte niemand unwidersprochen behaupten, die Nazizeit sei gar nicht so schlimm gewesen.

Als meine Eltern sich zum ersten Mal ohne Verpflichtung fühlten, waren sie über 70. Sie schafften es noch, eine kleine Stadtwohnung miteinander zu gestalten. Mutter nahm wieder engen Kontakt zu den jetzt nahen Schulfreundinnen auf. Diese wurden auch nach Vaters Tod ein Trost für sie.

Die Diagnose Brustkrebs nahm sie an, empfohlene Therapien ertrug sie. Im Sterben wurde sie nochmal die große Gestalterin: Sie verabschiedete sich von ihren Lieben, gab noch Tipps und Hinweise, tröstete jeden. (B.G.)

Maria Riedl wurde 1923 als das mittlere von fünf Kindern in die oberpfälzer Bauernfamilie Thurn geboren. Ihr Anker in Kindertagen muss ihr Opa gewesen sein, den sie zärtlich „Gro‘vatter“ nannte. Der Bauernhof hatte 33 Tagwerk, ca. 10 Hektar, im Stall fünf Kühe, ein Ochse, ein paar Schweine, auf dem Hof Hühner, Gänse, Enten. Gearbeitet haben alle. Die zwei Vergnügungen, von denen später ihren Kindern erzählt wurde, waren höchst bescheiden: Abends saß man im Winter in der Hutzastub‘n und ... arbeitete mit Nadel und Faden, aber zusammen mit der Nachbarschaft, erzählte Geschichten, sang Lieder. Im Sommer wurde auch schon mal ohne Arbeit gesungen, wenn die Dorfjugend auf dem Brückengeländer über den Biberbach saß. Zur Arbeit gehörte auch, in der mütterlichen Herkunftsfamilie – beim Bär‘n-Wirt - auszuhelfen, die neben einer kleinen Landwirtschaft die größte Gastwirtschaft im Ort hatten - mit eigener Brauerei und Metzgerei. Nach sieben Jahren Volksschule gab es im Winter ein halbes Jahr Haushaltsschule und neben der Arbeit auf dem Hof wurden die jungen Leute zur Pflanzarbeit im kommunalen Wald herangezogen. Als der Vater Bürgermeister wurde, wurde „die Märie“ quasi seine Sekretärin, weil sie die schönste Handschrift hatte, die sogar im entfernten Landratsamt aufgefallen war. Davon hat sie erst im hohen Alter erzählt, denn über diese Zeit, die braune, wurde wenig gesprochen. Auch bohrende Nachfragen halfen nicht. Nazis, das waren die anderen.

Ihre Kinder haben es „die Fron“ genannt, was auch nach Eheschließung und Familiengründung weiterging wie vorher, nämlich der tägliche Dienst auf dem elterlichen Hof, der nur durch einen Obstgarten vom neuen „Häusl“ getrennt war – im Stall, auf dem Acker, auf der Wiese – füttern, melken, säen, pflanzen, hacken, ernten. Die Kinder hatten so zwei Zuhause, kleine Pflichten hier wie dort, wengleich auf dem Hof vieles aufregender war: der Bulldog von Fendt, der 1956 angeschafft worden war, Heidi, das brave Pferd, auf dem man sitzen durfte, die Hühner, deren Eier eingesammelt, das Heu, das vom Boden geworfen werden musste, der große Küchentisch, um den sich die Großfamilie versammelte: „O Gott, von dem wir alles haben ...“

Die Kinder kosteten Geld. Eine Waschmaschine sollte den Kessel im Keller ersetzen, ein Bad mit WC sollte eingebaut werden. Der Vater sah es nicht gern, dass die Mutter zusätzlich noch in eine Fabrik arbeiten gehen wollte. Zuerst ein Intermezzo in einer Kartonagenfabrik, dann über 20 Jahre in der Spätschicht einer Porzellanfabrik, schwere Arbeit im Lager, aber in einer fröhlichen Kolleg*innenschar.

Die Riedl-Märie hatte Talent zu Freundschaft, nie hat jemand sie vergeblich um Hilfe oder Rat gefragt. Als ihre Kinder aus dem Haus waren, wurde sie die Anlaufstelle für viele Kinder aus der Verwandtschaft, der Spielplatz schlechthin, wo es ein Pflaster oder ein Stück Kuchen gab oder den selbstgemachten Apfel- oder Johannisbeersaft, den auch die eigenen Kinder schon so liebten. Dass Essen und Trinken Leib und Seele zusammenhalten, hat sie durch ihr Talent in Garten und Küche ein Leben lang bewiesen. Ihre Mahlzeiten hatten eine phänomenale Konstante im Geschmack, dabei war sie offen für Neues. Spargel



und Brokkoli wuchsen in Riedls Garten lange bevor sie Mode wurden; andere Früchte und Gemüse wurde laufend verkocht, eingeweckt, entsaftet.

So gelassen ihr Ehemann dem Tod ins Auge sah, so sehr hat sein Tod sie aus der Lebensfreude, aus dem neuen Miteinander „in der Rente“ herausgerissen und in eine schier unaufhörliche Trauer und schließlich die Demenz geführt. Aber selbst dann blieb sie fürsorglich, und dann und wann blitzte ihr schalkhafter Humor auf. (B.R.)